

Ein Sport von Männern für Männer



Ein Sport von Männern für Männer

Nach diesem Einblick in die Geschichte und die Geschichten weiblicher Fußballanhänger fangen wir jetzt noch einmal von vorne an: Wie ist es dazu gekommen, dass Fußball zu einer Männersache geworden ist? Diese Frage führt zu den Geschlechterkonstruktionen, die im und durch den Fußball wirksam werden. Was wird als männlich und unmännlich, weiblich und unweiblich definiert?

Sport ist grundsätzlich ein Feld, in dem die Geschlechterunterschiede und damit in der Regel die Überlegenheit der Männer immer wieder nachdrücklich auf die Tagesordnung gesetzt werden. Mit der Vorstellung einer grundlegenden biologischen Differenz zwischen Männern und Frauen glaubt man hier so schlagende Argumente zu haben wie in kaum einem anderen gesellschaftlichen Bereich (mal abgesehen vielleicht vom Kreißaal). Mein Blick auf die Entstehungsgeschichte des Fußballs nimmt deswegen auch die Ausgrenzungsmechanismen gegenüber den spielenden Frauen ins Visier, durch die das Bild vom harten Männersport Fußball weiter geschäft wurde. Die historische gewachsene Definition von Fußball als Sport von *Männern und für Männer* hat Konsequenzen für die Gegenwart, sie prägt auch die heutigen Erwartungen an Spieler, an Fans und ihr Verhältnis zueinander.

Harte Jungs und echte Kerle: Wie Fußball zur Männersache gemacht wurde

Die Geschichte des Fußballspiels von frühen Erwähnungen als unregelmäßigem Wettkampf bis hin zu seiner heutigen Form mit hoch organisierten Verbänden und Milliardenumsätzen rund um den Globus ist an anderer Stelle schon ausführlich und kenntnisreich erzählt worden. Was ich hier anhand historischer und sozialwissenschaftlicher Arbeiten nachzeichnen möchte, ist die Verschränkung der modernen Ausprägung des Fußballs mit einer bestimmten Vorstellung von Männlichkeit. Besonders wichtig und immer noch wirksam ist dabei die Verbindung psychischer und physischer Aspekte – Charakter und Körper.

Die beiden Schweizer Historiker Fabian Brändle und Christian Koller beschreiben in ihrer *Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs*, dass die Entstehung des modernen Sports in Verbindung mit einem veränderten Verhältnis zum Körper betrachtet werden muss. Unter Rückgriff auf das klassische Motto „Gesunder Geist in gesundem Körper“ wurde die Beschäftigung mit physischer Gesundheit zu einem bestimmenden Thema des 19. Jahrhunderts. Einher mit der körperlichen Fitness (nicht im Sinne heutiger Workout-Einheiten, sondern gemäß Darwins „Survival of the fittest“) ging die Vorstellung einer Formung von Geist und Seele entlang der Richtlinien der bürgerlichen Gesellschaft – in den Worten von Brändle/Koller: „vernünftig, gesund und charakterfest“. Der moderne Sport erschien als geeignetes Mittel, um diese doppelte Bildung von Körper und Charakter zu ermöglichen. Formung der Muskeln, Ausüben von Körperkontrolle, Ehrgeiz und Selbstdisziplin sind die Grundbegriffe des modernen Sports, an denen sich bis heute nichts Wesentliches geändert hat.

Eine unabdingbare Voraussetzung war dabei die Einführung von verbindlich geltenden Regeln. Für den Fußball waren es die Public Schools, die Eliteschulen in England, die ihre unterschiedlichen Regelwerke erließen, die nicht nur die Anzahl der Spieler, die Größe der Tore und Länge des Feldes festlegten, sondern vor allem auch die Unterscheidung zulässiger und unzulässiger Aktionen. Das betraf nicht nur die Art, wie mit dem Spielgerät, sondern auch wie mit dem Gegner umzugehen war. Mit der Definition des erlaubten Körpereinsatzes verband sich der heute immer noch gültige Gedanke des sportlichen Wettkampffideals. In England setzte sich im Zuge einer Schulreform an den Public Schools ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ein Erziehungsziel

durch, das sich an den oben skizzierten Werten orientierte und mit dem modernen Fußball (und anderen Sportarten) ein dankbares Vehikel fand. So beschreibt es die Sportwissenschaftlerin Gertrud Pfister:

Fußball war, ohne dass dies auch nur erwähnt werden musste, ein Männerspiel und zwar ein Spiel, bei dem ein bestimmtes Männlichkeitsideal produziert und demonstriert wurde. Mit der Veränderung der Public-School-Erziehung und auch der Einführung des Fußballspiels wurde die Glorifizierung von Gesetzesverstößen und von ungezügelter Gewalt durch die Idealisierung von Fair Play abgelöst. [...] Weitere Tugenden des sportsman waren: Eigeninitiative, Verantwortungsbewusstsein, Wettbewerbsorientierung, Siegeswillen – kurz: Männlichkeit. Die Devise „echter“ Männer war: hart, aber fair.

Die moderne Form des Fußballspiels begab sich in ein mitunter fragiles Gleichgewicht von Selbstkontrolle und Disziplin auf der einen und Härte, Kampf und Verausgabung auf der anderen Seite. In England erfolgte 1863 mit der Gründung der *Football Association* eine Vereinheitlichung der an den Public Schools herrschenden Spielformen zum Fußball bzw. Soccer, das seine Bezeichnung einer Verballhornung von „Association“ verdankte und sich in den folgenden Jahren gegenüber Konkurrenzsportarten wie Rugby und Cricket durchsetzte. Auch in Deutschland, wo der importierte Fußball auf die massive Konkurrenz der deutschen Turnbewegung traf, wurden Erziehungsanstalten zu einem wichtigen Träger des neuen Sports und der Gedanke der Formung von Körper und Geist zu seiner pädagogischen Begründung. Gegenüber dem Exerzierdrill und den wiederholten, gleichförmigen Übungen des Turnens war Fußball auf selbständige Einzel- und Mannschaftsleistungen und abwechslungsreichere Bewegungsmuster ausgerichtet. An die Stelle der Fremddisziplinierung durch buchstäbliche Vorturner trat die Selbstdisziplinierung über die Regeln des Spiels, die sich außerdem in Punkte, Siege (und Wett-Spiele für die Zuschauer) umsetzen ließen. Bis heute ist das Zusammenfallen physischer und psychischer Eigenschaften entscheidend, wird die Qualität einzelner Spieler und ganzer Mannschaften nicht nur an ihrem spielerischen Können und ihrer Fitness, sondern oft viel mehr noch an ihrem „Charakter“ gemessen.

In Deutschland, so die Historikerin Christiane Eisenberg, hatte der Fußball in den ersten Jahren zumeist den Charakter eines Freizeitvergnügens für die bürgerlichen Schichten, das änderte sich jedoch nach der Gründung des DFB im Jahr 1900. In der Folge wurde Fußball mehr und mehr zum sportlichen Wettkampf, die Regeln, die Qualität des Spiels und der Erfolg der einzelnen Teams gewannen an Bedeutung. Spieltaktisch ging mit der Entwicklung weg vom geselligen Zeitvertreib hin zum ernsthaften Wettkampfsport eine größere Bedeutung der Mannschaftsleistung, der Pass- und Kombinationsspielzüge einher, verstärkt auch durch die Einführung einer ersten Abseitsregel durch den DFB im Jahr 1903. Parallel dazu vollzog sich im imperialistischen Deutschland vor dem 1. Weltkrieg die Verbindung des Fußballs mit einer weiteren männlichen Paradedisziplin – dem Militär –, die sich etwa in den bis heute erhaltenen Begriffen von Schießen,



Angriff, Flügeln, Flanken usw. ausdrückt. Im Zuge der zunehmenden Militarisierung der Gesellschaft entwickelte sich die Vorstellung, dass das, was den Männern auf dem Fußballplatz abverlangt wurde, sie auch für den Krieg vorbereitete, dass soldatische und sportliche Tugenden in eins gesetzt werden konnten. Nur logisch war da, dass 1910 das Fußballspiel in den Ausbildungsplänen der Armee verankert wurde. Entsprechend sahen auch die Anforderungsprofile für Fußballspieler aus, die sich in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelten.

Die militärischen Metaphern hatten im Fußball die Funktion, das Zusammenspiel zu fördern, sollten und konnten aber den einzelnen Spieler nicht zum reinen Befehlsempfänger stempeln. [...] Ob die Situation gemeistert wurde, hing von der „Körperkraft“ und „Gewandtheit“ des einzelnen, vor allem jedoch von seiner Persönlichkeit ab: „Kaltblütigkeit“, „Ruhe und Überlegungsfähigkeit“, „klarer Kopf“ und „klarer Blick“, „Entschlossenheit“ und „Ausdauer“ waren die wichtigsten Eigenschaften, die ein Fußballspieler besitzen sollte.

Zusammenfassend schreibt Eisenberg: „Das Persönlichkeitsbild eines idealen Fußballspielers entsprach dem des modernen Soldaten“. Erik Eggers bezeichnet in seinem Buch *Fußball in der Weimarer Republik* das Militär als „Steigbügelhalter“ des Fußballs im Kaiserreich. Er beschreibt, dass das Spiel an den Fronten des 1. Weltkrieges großen Zuspruch und Eingang in die Legendenbildung fand – so gibt es Erzählungen von vorübergehenden Waffenstillständen, um in Ruhe Fußball spielen zu können. Diese Verschränkung von Militär und Fußball, Kampf an der Front und auf dem Platz ist ein weiteres Mosaiksteinchen im Gebilde des Männersports Fußball. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass der Fußball auch im Nationalsozialismus in den Dienst der „Wehrhaftmachung“ deutscher Männer genommen wurde und fußballerische Tugenden wie Mannschaftsgeist, Disziplin und Kampf mit politischer Ideologie kurzgeschlossen wurde. Erste Aufarbeitungen dieser allerdings durchaus nicht rundum erfolgreichen Allianz von Fußball und Nationalsozialismus finden sich im Buch *Stürmer für Hitler* von Gerhard Fischer und Ulrich Lindner aus dem Jahr 1999. Ein weiteres Motiv für das nationalsozialistische Interesse an der Instrumentalisierung des Fußballsports, so die Autoren, war natürlich auch seine ungeheure Beliebtheit, die sich im Laufe der 20er-Jahre entwickelte.

Wie schon zuvor in England war auch in Deutschland die massenhafte Verbreitung des Fußballsports an die Einbeziehung breiter und proletarischer Bevölkerungsschichten geknüpft, und zwar als Zuschauer und Spieler. Schulze-Marmeling beschreibt, dass nicht nur Attribute wie Kraft, Härte und Ausdauer, sondern auch List, Geschicklichkeit und Gemeinschaftsgefühl zu den Qualitäten der Fußballer aus dem Proletariat gehörten. Auch in der Ausprägung fußballerischer Tugenden als Arbeitertugenden ändert sich jedoch wenig an ihrer geschlechtsspezifischen Definition. Über den Zusammenhang zwischen Fußball, Männlichkeit und Kapitalismus schreibt David Jünger in *Ballbesitz ist Diebstahl*: „Was in der Fabrik zum Alltag gehörte, wurde von den männlichen Arbeitern in ihrer Freizeit, im Fußball reproduziert und hat den Fußball entstehen und sich so entwickeln lassen, wie er heutzutage existiert.“ Mit der zunehmenden Popularisierung im Deutschland der Weimarer Republik, der Durchsetzung als ein Sport, der Tausende von Zuschauern anzog, erhielt der Fußball sein uns heute vertrautes Gesicht: Ein Sport von Männern und für Männermassen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich eine weitere wichtige Konsequenz, die das Bild des Fußballs mitprägt. Wenn es um die Eigenschaften geht, die die Fußballer auszeichnen, dann ist es entscheidend, dass diese Qualitäten in einem dynamischen Verhältnis zum Spiel selbst stehen.

Das bedeutet: Um Fußball zu spielen, bedarf es bestimmter männlich konnotierter Körper- und Charaktereigenschaften, aber wer Fußball spielt, erhält diese Eigenschaften auch. Fußball braucht richtige Männer, aber er macht sie auch zu Männern. Fußball, so zitiert Erik Eggers aus dem DFB-Jahrbuch von 1920, kennt „keine weibische Weichlichkeit, kein ängstliches Zagen, keine Empfindlei“. Und weiter: „Man nehme dem Fußballspiel die Gefahr, wickele die Spieler fein säuberlich in schützende Wattlepolster, und kein echter Junge wird es noch weiter beachten.“ Die im Fußball vorausgesetzte und durch den Fußball produzierte Männlichkeit überträgt sich auch auf diejenigen, die nur passiv daran teilhaben. Der Stadionbesuch und das Interesse für Fußball wird als ein beinahe selbstverständliches Attribut von Männlichkeit betrachtet und trägt ebenfalls zu einer weiteren Vermännlichung bei. Über die Konsequenzen, die diese Konstellation für Mädchen und Frauen mit sich bringt, haben wir ja schon einiges gehört.

Damit will ich zunächst einmal den Männersport verlassen und mich der Frage zuwenden, welche Rolle den Frauen, die selbst spielen wollten, in dieser Entstehungsgeschichte des Fußballs noch blieb. Erste Ansatzpunkte finden sich im Deutschland in den 1920er-Jahren, zu einer Zeit, da sowohl der (Männer-)Fußball zu einer populären Freizeitbeschäftigung wurde als auch die aktive Sportausübung allgemein einen großen Aufschwung erlebte und sich zu einem Massenphänomen entwickelte. Die Sportsoziologin Gabriela Wesp beschreibt in ihrem Buch *Frisch, fromm, fröhlich, Frau: Frauen und Sport zur Zeit der Weimarer Republik*, wie Frauen, die nach dem 1. Weltkrieg verstärkt ihre Teilhabe am kulturellen und politischen Leben einforderten, auch in diesem Bereich zunehmend aktiv und sichtbar wurden. Damit verbunden war ein anderes Frauenbild, andere Vorstellungen von Weiblichkeit, die auch und insbesondere den weiblichen Körper betrafen. Körperliche Fitness und Gesundheit wurden zu Werten, die auch für Frauen als erstrebenswert erachtet und durch die Ausübung von Sport erlangt werden konnten.

Die ungleiche Behandlung und Beurteilung der Geschlechter war damit jedoch nicht aufgehoben, sie wurde lediglich verschoben. So gab es weiterhin Festschreibungen von physischen und psychischen Unterschieden zwischen Männern und Frauen, die sie für jeweils unterschiedliche Sportarten. So ließen sich Werte wie Schönheit, Anmut und Gesundheit „weichen“ Sportarten wie Gymnastik, Radfahren oder Golf zuordnen, während Kampf, Mut und Härte den „harten“ Disziplinen Fußball oder Boxen vorbehalten waren. Auch aus den Reihen der Frauenturnbewegung selbst wurde diese Einteilung übernommen, illustriert wird dies bei Wesp durch folgendes Zitat aus den Akten der „Frauen-Turn- und Sporttagung zu Berlin“ von 1929:

Die Frau stellt infolge ihres andersartigen Körperbaus durchaus nicht ohne weiteres das schwächere Geschlecht dar. Ihr Körper scheint sie aber mehr für Dauerleistungen geeignet zu machen, während der schlankere, sehnigere Körper des Mannes stärker für Schnelligkeitsleistungen vorbestimmt zu sein scheint. In seelischer Beziehung scheint der Mann stärker auf Kampf eingestellt zu sein, die Frau mehr auf Harmonie des Lebens.

Die Brüchigkeit solcher Einschätzungen zeigt sich auch darin, dass sie nicht widerspruchsfrei bleiben – so wurde dem weiblichen Körper von anderen ExpertInnen gerade die Fähigkeit zu Ausdauerleistungen abgesprochen.

In der Arbeitersportbewegung war die Einstellung gegenüber Sport treibenden Frauen deutlich liberaler als in den bürgerlichen Turn- und Sportorganisationen und das Angebot an Disziplinen entsprechend größer. Auch hier jedoch fielen Fußball und Boxen unter den Bann, für Frauen nicht geeignet zu sein. So befand der so genannte „Bundesfrauenturnwart“, Fußball sei

ein „männliches Kampfspiel“, das, wenn es von Frauen ausgeübt werde, „zur Karikatur“ verkomme. Diese Feststellungen, so kann man vermuten, weisen aber auch darauf hin, dass es nötig wurde, solche Ausschlüsse vorzunehmen. Denn es gab durchaus Frauen, die sich zusammentaten, um den Männersport Fußball auszuüben, im Arbeiter-Turn- und Sportbund waren, wie Wesp referiert, 1927 in der Fußballsparte 633 Frauen organisiert. Der Druck, dem sie ausgesetzt waren, ist jedoch nicht zu unterschätzen. In Frankfurt am Main suchte die damals 18-jährige Lotte Specht per Annonce Mitspielerinnen für den „1. Deutschen Damenfußball Club“. Auf den Internetseiten des Presse- und Informationsdienstes der Stadt Frankfurt findet sich ein kleines Porträt dieser Pionierin des Frauenfußballs:

Doch der Traum vom gemeinsamen Fußballspiel dauerte nur eineinhalb Jahre. Zu groß war der öffentliche Druck, die Hetze. Als „Mannweiber“ und als „Lesben“ wurden die Fußballerinnen attackiert. Von den Steinen, mit denen man sie bewarf, ganz zu schweigen. Die Zeitungen trugen ihren Teil zu all dem bei. Lotte Specht erinnert sich: „Der braune Wind begann bereits zu wehen. Eines stand eben nun mal fest: eine deutsche Frau raucht und trinkt nicht, und erst recht spielt sie keinen Fußball!“

Das Stichwort der „Mannweiber“ und „Lesben“ verweist auf eine Bedrohung, die vom Frauenfußball auszugehen schien und der man schon in den 20er-Jahren mithilfe wissenschaftlicher Argumente aus der Medizin oder Psychologie begegnete. Die Fähigkeiten zur Formung von Körper und Geist, die dem Fußball zugeschrieben wurden, waren keine, die für das klassische Weiblichkeitsideal in irgendeiner Weise von Belang gewesen wäre. Frauen, so die herrschende Lesart, brauchten weder kräftige, gestählte Körper, Willen oder Entschlusskraft, noch sollten sie Kameradschaftsgeist und Disziplin erlernen, sie mussten nicht „wehrhaft“ gemacht werden. Im Gegenteil: Das, was Männer zu richtigen Männern (und guten Soldaten) machte, schadete den Frauen nur. Die Ausübung von „hartem“ Sport wurde als der Weiblichkeit abträglich imaginiert; eine der größten Gefahren, die dabei gesehen wurde, war eben jene der Vermännlichung durch Sport, die womöglich noch die Gebärfähigkeit – sozusagen die Entsprechung zur männlichen Wehrfähigkeit – beeinträchtigen könnte.

Parallel dazu wurden Frauen die „männlichen“ Fähigkeiten abgesprochen, die für bestimmte Sportdisziplinen auf Hochleistungsniveau unabdingbar waren wie Aggressivität, Durchsetzungsvermögen, Zähigkeit, Robustheit. Solche Eigenschaften lägen nun einmal nicht in der Natur der Frauen. Beate Fechtig, die in ihrem Buch *Frauen und Fußball: Interviews, Porträts, Reportagen* die Geschichte des Frauenfußballs in Deutschland nachzeichnet, zitiert folgende Einschätzung aus der Zeitschrift *Leibesübung* von 1926: „Der Kampf gebührt dem Mann, der Natur des Weibes ist er wesensfremd.“ Aussagen dieser Art, zumal wenn sie mit dem Stempel der Wissenschaftlichkeit versehen waren, trugen natürlich zu einer weiteren Festschreibung der Maskulinität bestimmter „harter“ Sportarten bei. Ein grundsätzlicher Widerspruch innerhalb dieser Konstruktion bleibt dabei auch heute noch häufig unbemerkt: Wenn die beiden Geschlechter samt ihrer physischen und psychischen Eigenschaften so natürlich und grundsätzlich verschieden waren, wie konnten ein paar Tritte gegen einen Lederball eine Frau so schnell zu einem halben Mann machen? Und wenn Frauen körperlich und seelisch ungeeignet zum Boxen oder Fußballspielen waren, wie konnte es sein, dass sie es trotzdem taten? Und falls sich ohnehin nur „Mannweiber“ (was auch immer das genau bedeuten mochte) für Fußball interessierten, warum wurden es dann immer mehr?

Bezeichnenderweise war die bisher erfolgreichste Phase des Frauenfußballs in Europa nicht der Einsicht in die Unsinnigkeit der bisher herrschenden Ansichten zu verdanken, sondern einer Veränderung der politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten. Der ungeheure Boom des Frauenfußballs in England während und kurz nach dem 1. Weltkrieg wurde dadurch ermöglicht, dass der Spielbetrieb der Männerligen eingestellt war. Und siehe da – die Frauen konnten nicht nur in der Rüstungsindustrie arbeiten, sondern auch Fußball spielen. Das erfolgreichste und bekannteste Team wurden die *Dick, Kerr's Ladies*, die sich 1917 aus Munitionsarbeiterinnen der gleichnamigen Maschinenbaufabrik in Preston zusammensetzten. Ihre Geschichte ist – leider nur auf Englisch – in den Büchern von David Williamson (*Belles oft the Ball*) und Gail News-ham (*In A League of Their Own: Dick, Kerr's Ladies Football Club*) nachzulesen. Es zeigte sich, dass trotz teilweise negativer oder herblassender Berichterstattung Zehntausende von Menschen den Frauen beim Fußballspielen zusehen wollten, sodass den kickenden Damen schließlich die Benutzung der „richtigen“ Stadien gestattet wurde. Der Erlös aus den Spielen kam immer gemeinnützigen Zwecken zugute, und das hieß vor allem: solchen Zwecken, die die Kriegsmoral stärkten. Als der Krieg jedoch vorbei war, die Frauen das Fußballspiel immer ernster zu nehmen schienen und drohten, zumindest für die unteren Spielklassen im Männerfußball eine echte Konkurrenz in der Gunst der Zuschauer zu werden, begann man sich wieder auf die biologischen Tatsachen zu besinnen. Im Dezember 1921 verbot die *Football Association* die Benutzung der Ligastadien durch Frauentteams (ein Verbot, das für die nächsten 50 Jahre Bestand haben sollte) und stellte fest: „Das Fußballspiel ist für Frauen gänzlich ungeeignet und sollte nicht gefördert werden.“

Nachdem Frauenfußball im nationalsozialistischen Deutschland verboten gewesen war, begann in den 50ern – zweifellos auch unter dem Eindruck des Titelgewinns bei der Fußballweltmeisterschaft 1954 durch die Männer – eine verstärkte Gründung von Frauentteams aufgrund von Privatinitiativen wie der von Lotte Specht im Jahr 1930. Auch wenn in den 50ern vielleicht keine Steine flogen, eine öffentliche Anerkennung oder gar die Aufnahme in Vereine und Verbände blieb den Fußballerinnen auch jetzt versagt. 1955 beschäftigt sich der DFB mit dieser Frage und entschied sich dafür, die Bildung von Damenfußballmannschaften zu verbieten und Zuwiderhandlungen unter Strafe zu stellen. Bis in die 60er-Jahre hinein finden sich, wie Beate Fechtig berichtet, genügend Wissenschaftler, die fachliche Argumente für solche Entscheidungen liefern. Sie zitiert u. a. auch die folgende Einschätzung, die aus einer psychologischen Studie über das Fußballspiel von 1953 stammt:

Das Fußballspiel als Spielform ist also wesentlich eine Demonstration der Männlichkeit, so wie wir diese auf Grund unserer traditionellen Auffassung verstehen [...] Es ist noch nie gelungen, Frauen Fußball spielen zu lassen, wohl aber Korbball, Hockey, Tennis und so fort. Das Treten ist wohl spezifisch männlich; ob darum das Getreten werden weiblich ist, sei dahingestellt. Jedenfalls ist das Nichttreten weiblich.

Diese Festschreibungen, die Fußball sowohl auf psychischer als auch physischer Ebene zu einem für Frauen ungeeigneten Sport machen, zeichnen sich durch große Hartnäckigkeit aus. So hartnäckig, dass sie auch vor sportlichen Erfolgen nicht Halt machen, wie zwei Beispiele zeigen, die aus jüngerer Zeit stammen: Bei der EM 1989 in Deutschland, die mit dem Titelgewinn der Gastgeberinnen endete, war der DFB-Präsident Hermann Neuberger nach dem gewonnenen Halbfinale gegen die Italienerinnen, das live in der ARD übertragen wurde (und dies bei einer Einschaltquote von vier Millionen Zuschauern offenbar auch recht erfolgreich), dennoch nicht

glücklich. Wie Beate Fechtig in der taz schrieb, war es das Aussehen der Spielerinnen, das er sich anders gewünscht hätte: „Ein bißchen gazellenhafter, weiblicher halt.“

Nach der Frauenfußball-WM im Herbst 2003 – auch hier holten die deutschen Frauen den Titel – führte die *Frankfurter Rundschau* ein Interview mit Rudi Assauer, dem Manager des Bundesligisten Schalke 04.

FR: Haben Sie von der Frauen-WM was mitgekriegt?

RA: Ja, ich habe ein paar Ausschnitte gesehen. Und ich muss sagen: Die Mädels spielen einen gepflegten, ordentlichen Fußball. Die sind durchtrainiert. Die können ganz gut kicken. Das kann man sich ansehen. Aber nur auf diesem Niveau.

FR: Und weiter unten?

RA: Grausam. Je weiter Sie runtergehen, desto unansehnlicher wird es. Frauen sind zu etwas anderem geeignet als zum Fußball spielen.

FR: Warum?

RA: Das hat mit der Anatomie zu tun. Es gibt da ein paar empfindliche Stellen bei den Frauen.

FR: Sie denken jetzt an die Ballannahme mit der Brust?

RA: Unter anderem. Ich finde es übrigens auch unmöglich, wenn Frauen gegenseitig aufeinander einboxen. [...] Die sollen Leichtathletik betreiben oder Volleyball spielen.

Die Anerkennung für die fußballerische Leistung der Nationalspielerinnen steht hier neben einer in der Sache vielleicht nicht falschen Kritik an dem Niveau der unteren Spielklassen der Frauenfußball-Ligen in Deutschland. Der Grund ist laut Assauer aber nicht im mangelnden Training, den unprofessionellen Strukturen oder Ähnlichem zu suchen, sondern in der anatomischen Unverträglichkeit von Frau und Fußball. Die Weltmeisterinnen allerdings, so müsste die Schlussfolgerung wohl lauten, haben offenbar keine Brüste, denn sie können ja prima Fußball spielen. Assauers Lob, ob ehrlich gemeint oder nur den aktuellen rhetorischen Anforderungen geschuldet, verdeckt hier nur unzureichend seine eigentliche Überzeugung (Frauen sind anatomisch ungeeignet zum Fußballspiel), die mindestens ebenso alt ist wie der DFB. Wie wenig Lust Fußballerinnen haben, sich auch heute noch immer wieder mit Ansichten wie dieser zu beschäftigen, erfuhren die beiden Redakteure des *Stern*, die Nationalspielerin Birgit Prinz und Boxerin Regina Halmich interviewten. Auf die Frage „Denken Männer noch immer, Boxerinnen und Fußballerinnen sind Mannsweiber?“ beschied Prinz kurz und knapp: „Da müsst ihr Männer euch hinterfragen und nicht wir uns.“

Ähnlich wie bei den weiblichen Fußballfans und ihrem Kumpelstatus hat auch die „Vermännlichung“ von Sportlerinnen positive Seiten. Die Assoziation mit männlich konnotierten Eigenschaften wie Stärke, Körperbeherrschung oder Durchsetzungsvermögen beispielsweise. Das Bild der „Mannsweiber“ beinhaltet immer auch ein Stück weit Ermächtigung und eine gewisse Befreiung von dem Druck weiblicher Schönheitsideale. Ironischerweise hält dieser Druck mit der größeren Popularität und einem wachsenden Medieninteresse am Frauenfußball wieder Einzug – dieser Konflikt schlägt sich beispielsweise in der Aufforderung nieder, die Spielerinnen mögen doch engere Trikots tragen, um sich besser zu vermarkten. Zu diesem Thema sagte Birgit Prinz im gleichen Interview: „Wir möchten unseren Sport vermarkten, nicht unseren Hintern.“

Ob es nun die Fähigkeit zur ausholenden Beinbewegung beim Schießen, die für ein Bewegungsspiel nötige Kondition oder die richtige Brustform zur Annahme des Balles ist, an der es

Frauen vorgeblich mangelt – Fußball ist und bleibt weiterhin vorwiegend eine Sache für männliche Körper. Wie sehr diese Berufung auf natürlich gegebene Unterschiede zwischen den Geschlechtern, auf vermeintliche *Tatsachen* in Wirklichkeit von politischen, ökonomischen und kulturellen Entwicklungen abhängt, zeigt beim Thema Fußball der Blick in die USA. Andrei Markovits und Steven Hellerman legen in ihrem schon erwähnten Buch *Im Abseits: Fußball in der amerikanischen Sportkultur* ausführlich dar, dass Fußball in den Vereinigten Staaten nie eine dominierende Sportart geworden ist, sondern anders als in Europa oder Südamerika im Zuschauerinteresse und in der ökonomischen Bedeutung immer hinter den großen Sportarten American Football, Baseball, Basketball und Eishockey rangierte. Damit eröffnete sich jedoch die Möglichkeit, dass dieser Sport ohne ähnliche Debatten wie in Europa eine Disziplin für Frauen werden konnte. Befreit von den Belastungen der Männlichkeitskonstruktionen, die dem Fußballsport historisch und kulturell in unserer Gesellschaft anhängen, werden US-amerikanische Spielerinnen wiederum auch nicht verächtlich als Mannweiber bezeichnet. Die Nationalspielerin Mia Hamm stand Modell für eine der Weiblichkeitsikonen schlechthin und lieh einer Soccer-Barbie ihren Namen. Umgekehrt können in den USA aber wiederum Männer, die Fußballer werden, in den Verdacht defizitärer Körper geraten – sie landen beim Soccer, so die diffamierende Lesart, weil sie einfach zu schwächig für American Football oder zu klein für Basketball sind. Oder in den Worten von Oscar Wilde: „Fußball ist ein Spiel, das sich für derbe Mädchen eignen mag, aber nicht für zarte Jungen.“

Unter Männern: Fußball & Homophobie

Wenn es darum geht, die sowohl auf dem (Männer-)Fußballplatz als auch unter den Zuschauern herrschenden Geschlechterstrukturen zu beschreiben, wird häufiger der Begriff des Männerbundes angeführt, so zum Beispiel in dem schon erwähnten Buch von Fabian Brändle und Christian Koller. Wie die beiden Schweizer Historiker schreiben, „dienen Männerbünde vor allem der Demonstration männlicher Dominanz und der Durchsetzung der patriarchalen heterosexuellen Hegemonie“. Was heißt das für den Fußballsport und seine öffentliche Inszenierung und Darstellung? Relativ offensichtlich ist die weitgehende Abwesenheit von Frauen auf praktisch allen höheren Ebenen des professionellen Fußballs – sei es nun in den Vereinen und Verbänden, im Journalismus oder im Management. Daneben jedoch gibt es andere, weniger leicht zu deutende Elemente, die den Fußball auszeichnen und ganz spezielle Geschlechterrollen und Vorstellungen von Sexualität produzieren. So verläuft die Selbstbestätigung innerhalb des Männerbundes Fußball auch darüber, dass in Fangesängen, aber auch in mehr oder minder öffentlichen Verlautbarungen von Profis, Trainern usw. eine Projektion negativer Eigenschaften auf die „anderen“ stattfindet. Diese anderen, die im Stadion beispielsweise mit Urwaldlauten, „Zick-Zack-Zigeunerpack“-Rufen oder dem Lied von der U-Bahn nach Auschwitz heraufbeschworen werden, sind zum einen die, die nicht weiß und deutsch sind. Neben rassistischen und antisemitischen Schmähungen werden aber auch noch andere Gegenbilder zum männlichen Fußballideal aufgebaut: Gegnerische Fans oder Vereine sind „schwul“, Spieler, die sich nicht genug engagieren oder den Ball nicht treffen, spielen „wie Mädchen“, und selbst der eigene Torwart kann dann mal „wie eine Schwuchtel auf der Linie“ stehen. Letzteres warf der Kaiserslauterer Torwarttrainer Gerry Ehrmann im Februar 2004 seinem Schützling Tim Wiese vor – Höchststrafe unter Mannschaftskameraden, wie auch das Internetportal *Sportal-News* erkannte: „Auf übelste Weise“ sei Wiese beschimpft worden. Ehrmann selbst erläuterte: „Schwuchtel ist unter Fußballern ein ganz normales Wort. Tim wollte wissen, wie ich ihn fand, und ich habe ihm meine Meinung gesagt.“

Watching the Boys Play

Das muss und kann man Ehrmann so glauben. „Schwuchtel“ ist ein ganz normales Wort unter Fußballern, weil es ganz normal ist, sich gegenseitig durch die Bezeichnung der Homosexualität abzuwerten. Diese Abwertung hat im Fußball jedoch eine stärkere Schlagkraft als in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Schwule Politiker können Bürgermeister werden, lesbische Frauen Schauspielerinnen oder Moderatorinnen sein, aber schwule Stürmer? Selbst beim alten Weggefährten des Fußballs, in der Armee, gibt es inzwischen eine Arbeitsgruppe „Homosexuelle Soldaten“ und Workshops zum „natürlichen Umgang mit (Homo-)Sexualität“. Und sogar lesbische Fußballerinnen haben es in dieser Beziehung ein wenig leichter. So heißt es etwa in einem Artikel aus der *Zeit* über den Vater von Birgit Prinz:

„Klar gibt es viele Lesben unter den Spielerinnen“, sagt Stefan Prinz. „Die Birgit hat mir das so erklärt, dass der DFB das Thema meidet, weil man für Lesben schlechter Sponsoren findet. Das ist eine ganz heiße Angelegenheit.“ Dann überlegt er. „Ich glaube, die Birgit hat keine Zeit für einen Freund. Aber wenn sie mit einer Frau ankäme, wäre das natürlich auch nicht schlimm. Aber das glaube ich nicht.“

Eine offen homosexuelle aktuelle Nationalspielerin gibt es zwar auch im Frauenfußball nicht, die Tatsache, dass ein Reden und Schreiben darüber möglich ist, scheint mir aber ein Beleg für größere Toleranz als im Männerfußball zu sein. Für die Spielerinnen mag es nervig sein, immer wieder darauf angesprochen zu werden, dennoch setzt durch diese häufige Thematisierung eine Art Gewöhnungseffekt ein. Das wird zweifellos auch dadurch begünstigt, dass beim Frauenfußball weniger auf dem Spiel steht, was die ökonomische Bedeutung und nationale Identifikation mit „unseren Mädels“ angeht. Außerdem lässt sich weibliche Homosexualität relativ bruchlos an die Vorstellung der Vermännlichung durch Fußball anschließen, und so würden Presse, Öffentlichkeit und selbst DFB wohl irgendwie mit einer Lesbe im Nationaltrikot zurechtkommen.

Im Männerfußball jedoch ist das Tabu so groß, dass es meist nur in Form von Beschimpfungen und schlechten Witzen verarbeitet wird. Die einzige bekannte Outing-Geschichte im Profifußball war alles andere als glücklich. Der englische Profi Justin Fashanu suchte sich, nachdem er ein paar Jahre zuvor wegen Verbindungen zur Schwulenszene seinen Vertrag bei Nottingham Forest verloren hatte, 1990 ausgerechnet das Boulevardblatt *Sun* aus, um von seiner Homosexualität zu berichten und stieß damit auf wenig Mitgefühl. Sein späterer Selbstmord wird häufig mit der negativen öffentlichen Reaktion auf sein Coming-out in Verbindung gebracht und wirkte zweifellos abschreckend auf andere Spieler. Die Notwendigkeit und gleichzeitige Brüchigkeit der Abwehrkämpfe wird bei den wenigen Gelegenheiten, da das Thema Homosexualität öffentlich zur Sprache kommt, immer deutlich. Im Fall Ehrmann/Wiese beispielsweise muss der Torwart trotz der Entschuldigung von Ehrmann, dass „Schwuchtel“ doch ein ganz normales (Schimpf-)Wort sei, noch einmal in wahrscheinlich unfreiwilliger Rätselhaftigkeit versichern „Ich bin alles andere“. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang auch die immer mal wieder zu lesende, halb-ernste, halb-scherzhafte Versicherung von Fußballprofis, ohnehin mit dem Arsch zur Wand zu duschen – nicht um besser gucken zu können wohlgerne, sondern als Schutz vor homosexuellen Übergriffen. Aber warum eigentlich, wenn es doch sowieso keine schwulen Kollegen gibt?

Zum Umgang mit Homosexualität gehört auch die Unterstellung, Schwule könnten sowieso nicht Fußball spielen oder wären zumindest zu weich, um mit den Härten des Sports und des Profigeschäfts umzugehen. Diese Ansicht vertritt beispielsweise der ehemalige Kölner Profi Paul Steiner und bereitete damit zumindest den Boden für eine Diskussionssendung beim Sender

Premiere über Homosexualität im Sport. Den Gegenpart zu Steiner übernahm der schwule Theaterchef und St.-Pauli-Fan Corny Littmann, der den Fußballer durch die Behauptung, schon mit einem seiner Mitspieler im Bett gewesen zu sein, verschreckte. Littmann ist inzwischen immerhin zum ersten schwulen Präsidenten eines Fußballklubs geworden und dabei bisher nicht durch besondere Weichheit aufgefallen.

Das schwierige Verhältnis zwischen Männerfußball und Homosexualität hängt eng damit zusammen, dass Frauen in massiver Weise vom Geschehen auf dem Platz und in den Führungsebenen ausgeschlossen werden. Die Beziehungen im Fußball sind Beziehungen unterschiedlichster Art – zwischen Spieler und Spieler, Spieler und Fan, Fan und Schiedsrichter, Trainer und Spieler, Manager und Trainer – aber es sind ausschließlich Beziehungen zwischen Männern. Diese Bindungen sind häufig sehr eng und emotional äußerst aufgeladen, insbesondere natürlich in den Momenten, wo sie öffentlich sichtbar werden: während des Spiels. Und das geschieht mit einem auffälligen Maß von häufig sehr intimer Körperlichkeit. Diese Tatsache ist eines der eigenartigsten Phänomene, das den Fußball umgibt: Offene Homosexualität von Fußballern ist gänzlich undenkbar, aber gleichzeitig gibt es kaum einen anderen Ort, an dem Männer derart viel Körperkontakt praktizieren wie auf dem Fußballplatz. Und genau diese öffentliche Demonstration von Körperlichkeit unterscheidet den Fußball auch von anderen klassischen Männerbünden wie der Armee oder der katholischen Kirche. Dazu gehören natürlich zum einen die aggressiven Drohgebärden (wie man sie sonst nur aus Tierfilmen kennt) gegenüber Gegenspielern, aber viel mehr noch die positiv besetzten Gesten wie Umarmungen, gemeinsame Freudentänze und Küsse beim Torjubel oder tröstendes Täschneln nach vergebenen Chancen. An anderen Orten, in anderen Zusammenhängen würde diese Körpersprache als homoerotisch gewertet werden, im Fußball nicht.

Der schmale Grat, auf dem sich diese Wahrnehmung bewegt, lässt sich aber unschwer erkennen: Der Verhaltensforscher Desmond Morris beschreibt 1981 in seinem Buch *Das Spiel: Faszination und Ritual des Fußballs* verschiedene dieser Gesten unter der Überschrift „Triumphgebaren“ und weist ein ums andere Mal daraufhin, dass der Eindruck, es könne sich hier um Berührungen mit sexuellem Charakter handeln, falsch ist. So heißt es etwa über die „horizontale Umarmung“ auf dem Rasen:

Trotz der Tatsache, daß es sich dabei um eine natürliche Reaktion auf einen Augenblick großer emotionaler Spannung handelt, wurde das von gewissen Kreisen als „unmännliches“ Benehmen kritisiert.

Insbesondere der Kuss zwischen Mitspielern kann Anlass eines solchen Missverständnisses werden. Hier sind die kulturellen Konventionen auch heute noch relativ unterschiedlich, zumindest scheint es mir so, als wären Küsse in der spanischen Primera Division weitaus häufiger zu beobachten als etwa in der Bundesliga. Morris hat Folgendes dazu festgestellt:

Das Küssen unter Männern als bloßer Beweis herzlicher Freundschaft existiert in vielen Kulturkreisen immer noch, doch im Verständnis des Westens hat der Kuß zwischen Erwachsenen eine derart starke sexuelle Komponente, daß er selbst in den wirrsten Haufen lautstark und ausgelassen triumphierender Torschützen eine Seltenheit bleibt.

Diese sexuelle Komponente stimmte die FIFA offenbar sehr besorgt – Christian Eichler berichtet in seinen *Fußballmythen*, dass sie sich 1981 bemühte, das Küssen zu untersagen und es als „unmännlich, übertrieben gefühlsbetont und deshalb unangebracht“ brandmarkte.

Um das Männlichkeitsideal aufrechtzuerhalten und den drohenden Verdacht der Homosexualität abzuwehren, ist es wichtig, den im Fußball demonstrierten Körperkontakt zwischen Männern frei von sexuellen Konnotationen zu halten. Aus diesem Grund hat sich auf dem Fußballfeld (im tatsächlichen und übertragenen Sinne) ein äußerst verqueres Verhältnis zu jeglicher Form von Sexualität entwickelt. Damit die – für einen uneingeweihten Betrachter – homoerotisch erscheinenden Bindungen nicht als solche wahrgenommen werden, müssen auch heterosexuelle Kontakte in besonderer Weise reguliert werden. Dazu gehört, dass Frauen aus den Inszenierungen männlicher Beziehungen ausgeschlossen werden. Denn wenn Stürmer X nach einem Sieg erst seinen Mitspieler im verschwitzten Trikot umarmt und küsst und dann seine Frau, die aufs Feld gelaufen ist, ebenfalls umarmt und küsst, verschwindet der Unterschied zwischen diesen Gesten. (Anders ist es übrigens mit Spielerkindern, die nach Abpfiff gefahrlos gehetzt, geküsst und auf die Schultern gesetzt werden können.) Deswegen haben Spielerfrauen auf dem Spielfeld, in der Kabine nichts zu suchen, wenn dort Bilder der Helden produziert werden. Ihre Anwesenheit würde die Aufrechterhaltung einer entsexualisierten, männerbündischen Atmosphäre erheblich erschweren.

Auch abseits der Orte, an denen der Fußball tatsächlich stattfindet, außerhalb des Spielfelds also, wird deutlich, dass das wenig lockere Verhältnis zur Homosexualität einem ähnlich angespannten Verhältnis zur Heterosexualität entspricht. Denn neben den bereits erwähnten Beschimpfungen per Verweiblichung („wie Mädchen spielen“) ist *nach* dem Spiel eine demonstrative öffentliche Zurschaustellung heterosexueller Männlichkeit erforderlich: Otto Rehhagel wird die fußballpsychologische Erkenntnis zugeschrieben, dass eine möglichst frühe Heirat samt regelmäßiger sexueller Befriedigung und Familiengründung den Leistungen der Spieler unbedingt zuträglich ist. Auch hinter dieser Auffassung steht vermutlich der Gedanke einer Disziplinierung und Kontrolle von Körper und Charakter. Frau und Familie fungieren so als Beweis der potenten Heterosexualität und als Mittel zur Triebregulierung.

Außerdem tauchen Ehefrauen und Freundinnen in der öffentlichen Diskussion des Öfteren beim Thema „Sex vor dem Spiel“ auf. Der weibliche Körper wird dabei – je nach trainingspsychologischer Schule – zum Fitnessgerät, das ins Mannschaftshotel mitgenommen werden darf, oder zur Bedrohung der mühsam erlangten Perfektion von Körper und Konzentration. Die Frauen selbst entbehren in dieser rein instrumentalisierten Betrachtung jeglicher Individualität und Persönlichkeit, in der Rede von einer bloßen Körperrnutzung ist nicht einmal mehr relevant, ob es sich tatsächlich um die Ehefrau handelt. Folgendes notiert die *Zeit* in einem Porträt über Milene Domingues, die selbst auch Nationalspielerin im brasilianischen WM-Team der Frauen ist und zu diesem Zeitpunkt noch mit Stürmer Ronaldo verheiratet war.

Kürzlich ließ der Gatte verlauten, Sex kurz vor dem Spiel täte ihm gut. Man müsse sich ja nicht verausgaben. Gierig stürzten sich die Sportredaktionen aller Herren Länder auf diesen Spruch. Milene wurde nicht gefragt. Warum auch. Kurz vor seinen Spielen trainiert sie ja in Monza. Am späten Sonntagabend erst kehrt sie zurück.

Promiskuität kann durchaus eine Ergänzung des Rehhagel'schen Konzeptes bilden und wird von der Öffentlichkeit zwar kommentiert, letzten Endes aber ebenso wie exzessiver Umgang mit anderen Spielzeugen wie Alkohol und Autos als zum Fußball und seinen Jungs gehörendes

„Über-die-Stränge-Schlagen“ akzeptiert. Eindrücklich nachvollziehen lässt sich das am prominenten Beispiel von Nationaltorhüter Oliver Kahn, der seine hochschwangere Frau betrogen und für ein s. g. „Partymädchen“ verlassen hat. Die Wogen der moralischen Empörung schlugen damals hoch, und selbst ein Werbefachmann wie Jean-Remy von Matt erklärt sich gegenüber der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* besorgt, was das künftige Vermarktungspotenzial von Kahn angeht. Unbegründete Befürchtungen, wie sich bald herausstellt, denn ziemlich genau ein Jahr nach diesen Ereignissen wird seine Autobiografie zum Bestseller, und Kahn schließt einen lukrativen Werbevertrag mit Burger King ab.

Ein personeller Wechsel an des Spielers Seite wie im Falle Kahn wird möglicherweise auch dadurch begünstigt, dass Fußballerfrauen rein optisch häufig austauschbar erscheinen:

Viele Spielerfrauen entsprechen einem bestimmten Typ – blond, attraktiv und sehr weiblich. Sie schaffen ein Heim für ihre Krieger, das als friedliche Zuflucht vor der Gewalt und dem Streß des Spielfelds dient.

Diese Schilderung von Desmond Morris ist mittlerweile fast 25 Jahre alt, aber weiterhin aktuell – so referiert auch Sportjournalist René Martens in seinem Buch *„Scheiß Fußball!“ Was echte Fans so richtig ärgert* ganz ähnliche Erkennungsmerkmale der verhassten Spezies Spielerfrau und fügt hinzu: „So erklärt sich auch, dass die Aktuellen von Herrn Effenberg und Herrn Beckenbauer nicht wesentlich anders aussehen als die Ehemaligen.“ Eine weitere entscheidende Anforderung, auch darauf deutet das Zitat von Morris hin, ist, dass Spielerfrauen möglichst kein eigenständiges Berufsleben verfolgen sollten, nicht zuletzt da sie schließlich flexibel von Verein zu Verein mitwandern müssen. Sie gehören im besten Fall ins Haus, zur Not auf den Boulevard, möglicherweise auf die Tribüne, aber niemals aufs Spielfeld. Dort, wo sie öffentlich wahrgenommen werden, ziehen sie wie bei René Martens meist Ärger und Spott auf sich. Wenn Spielerfrauen während eines Spiels von der Kamera eingefangen und vom Reporter womöglich noch mit einer kleinen Homestory-Anekdote bedacht werden, fühlen sich die „echten Fans“ vom Geschehen auf dem Platz abgelenkt – diese Art der Berichterstattung hat schließlich nichts mit Fußball zu tun. Schlimmer noch trifft es Frauen, die die Regeln brechen und sich als Managerinnen ihrer Gatten aktiv in die Männersache Fußball einmischen. So schreibt Martens über Gaby Schuster, Bianca Illgner, Angela Häßler und Martina Effenberg:

Statt so, wie es vorherbestimmt schien, als Avon-Beraterinnen durch Hochhaussiedlungen zu tingeln oder sich am Schalter der Dorfsparkasse die Bandscheiben zu ruinieren, nutzten sie die beste Chance, die sich in ihnen jemals bot, und fielen als Managerinnen ihrer kickenden Schoßhündchen die Treppe zur High Society hinauf.

Für den Hamburger Ethnologen Werner Krauß, der sich mit dem Thema Männlichkeit und Fußball beschäftigt hat, ist klar, warum Gaby Schuster und ihre Nachfolgerinnen so viel Schmähungen über sich ergehen lassen müssen: „Die aktive Spielerfrau, die das Heft in der Hand hält, gefährdet das bestehende heterosexuelle Ideal im Fußball.“ Bianca Illgner selbst sagte nach der WM 1994, in deren Verlauf sie sich mit Trainer Berti Vogts und DFB-Vertretern anlegte: „So wie die Fußball-Welt ist, finde ich sie frauenfeindlich.“

Eine Frau wie Fußballerin Milene Domingues bildet sicherlich eine Ausnahme, eine weitere auffällige Figur im Reigen der internationalen Spielerfrauen ist Victoria Beckham. Anders als bei den öffentlich managenden Gattinnen hat sich ihre Karriere auf einem anderen Feld abgespielt,

und auch wenn Victoria ebenfalls Teil des funktionierenden Fußball-Familienunternehmens Beckham ist, entspricht ihre öffentliche Rolle weder der der klassischen unsichtbaren Gattin noch dem Typ Gaby Schuster/Martina Effenberg. Dies liegt jedoch zweifellos auch daran, dass David Beckham weder mit Uwe Seeler noch mit Stefan Effenberg zu vergleichen ist, sondern als Fußballer-Popstar vielmehr selbst den beruflichen Bereich seiner Frau betreten hat, die zudem zunächst ein größerer Star war als er. Auch Victoria Beckham jedoch fällt, als angebliche Affären ihres Mannes bekannt werden, unter den Bann, ihre Aufgabe als Spielerfrau eben nicht ausreichend erfüllt zu haben. Ironisch referiert Christine Steffen im April 2004 in der *Neuen Zürcher Zeitung* die Reaktionen auf den Eheskandal der Beckhams:

Frau Beckham hat nur bekommen, was sie schon lange verdiente: dass ihr süßer David sich ein bisschen Wärme holt, wo er sie kriegt. Weil Victoria Beckham eine dürre karrieregeile Zicke mit Silikonbrüsten ist, die ihrem Mann renitent die Unterstützung verweigert. Dass sie ihre Karriere als Sängerin nicht aufgeben und ihrem Flankengott nach Madrid folgen will, ruft Empörung hervor.

Aber zum Glück nicht bei allen. Während eines EM-Spiels der englischen Mannschaft waren zwei männliche Fans zu sehen, die folgende Transparente hochhielten „Victoria, betray him with me“ „And me“.

Um David Beckham und seinen Status als Popstar wird es später noch gehen, aber kommen wir noch einmal zu den homoerotischen Bindungen zurück. Die Verhältnisse auf dem Rasen finden, was das körperliche Ausagieren von Gefühlen angeht, ihre Verlängerung auf den Rängen. Das Miteinander von Fußballfans erstreckt sich nicht nur auf Fachsimpeleien, sondern auch auf Einander-in-die-Arme-Fallen von Männern, die sich auf der Straße allenfalls mit einem kräftigen Handschlag begrüßen würden. Genauso wie bei den Fußballern auf dem Spielfeld handelt es sich hier nicht um Symptome einer unterdrückten Homosexualität, sondern um einen Körperkontakt, der nur auf den Rängen, in der Männerbastion Fußball stattfinden kann. Einen ganz anderen Blick allerdings wirft ein schwuler Fan, den Gerd Dembowski in seinem Artikel über Schwulenfeindlichkeit in *Ballbesitz ist Diebstahl* zitiert, auf diese Situation im Stadion:

Es ist definitiv so, dass es nirgendwo leichter ist, Körperkontakt mit Männern zu haben, als im Stadion. Wer als Homo lange keine Zärtlichkeiten mehr ausgetauscht hat, dem empfehle ich, in die Nordkurve zu gehen und zu warten, bis unsere Mannschaft einTor schießt. Es wird sich umarmt und geherzt und geküsst, dass sich die Balken biegen. Es hat sich hier eine Kultur erhalten, in der Körperkontakt unter Männern möglich ist, ohne sofort der Homosexualität bezichtigt zu werden.

Aufrechterhalten wird diese ungewöhnliche Kultur durch die schon beschriebenen Merkmale – verbale und persönliche Ausgrenzung derjenigen, die als abweichend markiert werden, und demonstrative Männlichkeit, die auch vor körperlichen Auseinandersetzungen nicht Halt macht. Diese Elemente halten eigentlich „unmännliche“ Verhaltensweisen wie liebevolle Umarmungen von Jungs mit nacktem Oberkörper gewissermaßen im Gleichgewicht. Und auch andere Abweichungen und Abweichler sind „unter dem Deckmantel Fußball“ geduldet, wie die Ethnologin Almut Sülzle, die zur Geschlechterkonstruktion in Männerdomänen arbeitet, feststellt.

Da wird umarmt, geherzt und geküsst, aber auch öffentlich geweint und getröstet. Auch Fürsorglichkeit für andere „harte Jungs“ gehört zum guten Ton. Im Fanblock gibt es ein Sammelsurium an „Gestalten“ und kurioseren Typen und die Fankultur ist einigermmaßen stolz auf diese Buntheit und Vielfalt, darunter sind auch viele Männer, die gemessen an hegemonialen Männlichkeitsanforderungen Versager sind oder deren Körper nicht vom Sport gestählt sondern vom Bier gerundet sind. Bei so viel Verschiedenheit können selbst Frauen in diesen bunten Männerverein aufgenommen werden.

Die Desexualisierung der Beziehungen unter den Zuschauern erstreckt sich auch auf weibliche Fans. Und damit sind wir wieder auf die Kumpel Ebene im Fußball gestoßen, die auch in meinen Interviews so häufig auftaucht. Die Aufnahme in den „Jungsbund“ Fußball führt nicht nur dazu, dass Frauen sich mitunter ungestraft wie Männer verhalten können, sondern verändert auch die Bedeutung der Körperkontakte. Umarmungen im Fanblock können auch zwischen Männern und Frauen ganz ohne sexuelle Komponente stattfinden. So beschreibt es eine der Fußballanhängerinnen, die Anne Coddington interviewt hat:

Du bist bei einem Spiel ja die ganze Zeit von Jungs umgeben, da hast du gar keine Zeit darüber nachzudenken, ob du vielleicht von einem etwas willst. Wir sitzen bei einander auf dem Schoß und halten uns in den Armen. Aber das ist alles total unschuldig.

Die liebevoll-asexuellen Kumpelroutinen auf den Zuschauerplätzen und auf dem Feld haben jedoch eine Kehrseite. Dazu gehört die offensive Zurschaustellung von Hetero-Maskulinität, die sich in den sexualisierten Jubelposen der Spieler oder der entsprechenden Metaphorik („Mach ihn rein“ etc.) ausdrückt. Hier schließlich finden sich all die sexuellen Elemente, für die auf dem Feld und auf den Rängen kein Platz ist. Sie sind präsent in der Rede vom Tor als Orgasmus, vom Eindringen in den Strafraum, dem Hüten des Tores als Schutz von Haus und Frau oder der orgiastischen Verschmelzung von Fans und Team. Ob es nun Aussagen von Spielern, Kommentatoren oder Feuilletonisten sind – die so hergestellten Verbindungen von Fußball und Sexualität feiern die männliche Potenz, aber sie haben niemals etwas mit den tatsächlichen Berührungen und Kontakten zwischen männlichen Spielern oder Fans zu tun. Sie bedienen sich meist einer heterosexuellen Metaphorik, aber kein männlicher Kultur- oder Sportredakteur würde so über Frauenfußball schreiben. Diese Beiträge sind keine Analysen des Phänomens „Sex und Fußball“, sondern Teil davon.

Watching the boys

Die Definition von Fußball als Sport von Männern für Männer hat auch auf das Verhältnis zwischen Fans und Spielern ihre Auswirkung: Die Beziehungen, die Jungs und Männer zu Fußballern knüpfen, stecken den emotionalen Rahmen ab, in dem sich das Fan-Sein bewegt, und homoerotische Bindungen befinden sich definitiv außerhalb dieses Rahmens. Die Beziehung zwischen männlichem Fan und Spieler kann also stark emotional sein, sie erscheint jedoch frei von homoerotischen Anklängen als „Heldenverehrung“, in Kindheit und Jugend als Vater-Sohn- oder Großer-Bruder-Verhältnis. Wenn Sie Nick Hornbys Eloge über Liam Brady lesen, Arsenals Spielmacher in den späten 70ern, werden Sie feststellen, dass dort Wörter dominieren wie vergöttern, verehren, anbeten. Kleine Jungs, die sich um einen Fußballer drängen, um ein Autogramm zu bekommen, ihn einmal anzufassen oder gar mit ihm zu sprechen, sind jun-



ge Fans, die ihr Idol verehren. Kleine Mädchen, die das tun, sind kleine Mädchen, die für einen Star schwärmen.

Eine andere Art der Bindung, die Männern auch noch in einem Alter offen steht, da die Bundesligaspieler allenfalls ihre jüngeren Brüder sein könnten, ist im Übrigen der identifikatorische Blick des Freizeitfußballers. Eine solche Identifikation mit männlichen Idolen ist prinzipiell auch für spielende Frauen und Mädchen möglich, wenn auch ein gleichgeschlechtliches Rollenmodell sicherlich als „natürlicher“ betrachtet wird, das war bisher wegen des Mangels an sichtbaren weiblichen Vorbildern allerdings schwierig. Auch hier aber wird mit

zweierlei Maß gemessen – wenn ein Mädchen beim Kicken auf der Wiese ruft „Ich bin Klose, Zidane etc.“, so ist das nämlich auch deswegen leichter akzeptabel, weil sie nach Höherem strebt. Ein Junge, der mit „Und ich bin Prinz“ kontert, orientiert sich dagegen gemäß den Regeln der Fußball- und Geschlechterhierarchie nach unten.

Auch Hornby denkt im Übrigen über die geschlechtsspezifischen Kontakte von Fans zu Spielern und deren Bewertung nach – „Männer lachen über das, was sie als die groteske Unangemessenheit von Groupies ansehen.“ Er kommt zu dem Schluss, dass auch hinter männlichen Varianten der tatsächlichen oder erträumten Kontaktaufnahme nichts anderes steht als Schwärmerei und der Wunsch nach Aufmerksamkeit. Mit weniger Erfolgsaussichten allerdings:

Was sind diese plumpen, peinlichen, ungeschickten Begegnungen anderes als Annäherungsversuche, bierseliges Getatsche im Dunkeln? Wir sind keine jungen, begehrenswerten Nymphchen, wir sind Erwachsene mit Schmerzbäuchen und haben überhaupt nichts zu bieten.

Anne Coddington stellt in ihrem Buch über weibliche Fußballfans ähnliche Überlegungen an. Vielleicht, so schreibt sie, hegen auch (heterosexuelle) Männer durchaus Schwärmereien für Spieler, können oder wollen das aber nicht zeigen. Das könnte ein Grund dafür sein, dass männliche Fans es oft nicht schätzen, wenn Frauen beim Fußballgucken eine voyeuristische Perspektive ins Spiel bringen. Ein anderer, so Coddington, ist vielleicht ein unterschwelliges Konkurrenzgefühl: Neid auf die Aufmerksamkeit, die die Spieler bei Mädchen und Frauen erlangen, und auf ihre Symbole von sozialem Status und sexueller Potenz (sportlicher Erfolg, Kleidung, Autos usw.), mit denen sie selbst nicht mithalten können. Auch wenn sie für Spieler schwärmende Mädchen nicht rundweg verurteilen will, definiert Coddington solches Verhalten doch eindeutig als Symptom patriarchaler Muster:

Weibliche 'Groupies' wird es geben, solange Frauen beigebracht wird, ihren eigenen Wert am Status ihrer Männer zu messen. Sie warten darauf, dass ein Mann ihnen den Ruhm und die Aufmerksamkeit verschafft, die sie sich wünschen, statt loszugehen und diese Dinge selbst zu erreichen.

Ist es wirklich so einfach? Ich will versuchen, einen anderen Zugang zum Groupie-Phänomen herzustellen, der auch Raum für weniger pessimistische Deutungen bietet.

Wadenguckerinnen, Trophäensammlerinnen und schwule Jungs

Eine Frage, die die Überlegungen von Hornby und Coddington aufwerfen, ist, ob beim Blick auf das Fußballfeld nicht unweigerlich die Körper ins Visier geraten – ästhetisch, erotisch oder athletisch. Die traditionelle männliche Struktur der Fußballrezeption aber, in der der Spieler als verehrter Held und/oder als Stellvertreter in der eigenen (unvollendeten) Kickerkarriere fungiert, lässt hier eine Lücke: Der Blick auf Spieler als Männer, als Körper, die ein erotisches Interesse auf sich ziehen können, kommt in dieser Erzählung nicht vor. In dieser Lücke können Frauen ihren Platz auf dem Sofa vor dem Fernseher oder im Stadion finden, häufig wird ihnen aber auch genau dieser und kein anderer Platz zugewiesen, und zwar ohne Aufstiegschancen. Wer schwärmt, ist kein Fan, da sind sich viele Männer (und auch Frauen) einig.



Mittlerweile findet sich aber recht häufig ein positiver Bezug auf die Behauptung, Frauen interessierten sich nicht für Fußball, sondern nur für das Aussehen der Spieler: Zur EM 2004 in Portugal veröffentlichten Frauenzeitschriften zum Beispiel ihre „erotischen Dream-Teams“, und auch die Firma GewinnIdee e-Solutions operierte auf dieser Schiene und installierte eine Website (www.sexykicker.de), auf der Frauen das Aussehen der EM-Spieler beurteilen, kommentieren und so den attraktivsten Profi wählen konnten. Auf der Homepage waren neben Spieler- und Mannschaftsfotos zwar auch einige Infos zu Spieltaktik und Erfolgsaussichten der einzelnen Teams aufgeführt, aber es ging hier nicht darum, Frauen Kenntnisse über Fußball zu vermitteln oder gar einen weiblichen Fanbegriff zu etablieren. Nicht umsonst lautete der Untertitel der Website „EM 2004 – What’s football got to do with it“. Insofern sind sich die InitiatorInnen dieser Aktion mit den männlichen und weiblichen Fußballfans einig, die bei Kommentaren zu Trikot, Beinen und Frisur prompt aufstöhnen „Das hat doch mit Fußball nichts zu tun.“ Hat’s dann aber vielleicht doch, denn in die Einträge der Userinnen schlich sich immer wieder auch der eine oder andere fußballerische Kommentar ein, der bewies, dass die weibliche Wählerschaft die Spieler nicht nur vom aktuellen Foto, sondern auch vom Spielfeld oder Fernseher kannte.

Attraktive Männer wählen, ist eine prima Idee, fanden auch die Mädels vom Kölner Frauenfanklub und ließen daher regelmäßig den Mr. FC Köln küren. Das allerdings hatte definitiv etwas mit Fußball zu tun, die Wahl fand schließlich im Müngersdorfer Stadion statt, wo die „Always Ultras“ ausschärmten und Wahlzettel unter den anwesenden Frauen verteilten. (Ob es je Proteste gegen den Ausschluss von Männern von diesem demokratischen Prozess gab, habe ich leider vergessen zu fragen.) Außerdem wurden die Ergebnisse – als praktisch unschlagbar erwies sich über drei Jahre hinweg Markus Kurth – natürlich im Fanzine des Fanklubs veröffentlicht, und der Gewinner erhielt eine reizende Schärpe samt Urkunde. Dass sie Groupies seien, weisen die Kölner Frauen weit von sich, und platzierten in ihrer Zeitschrift auch den einen oder anderen ätzenden Artikel gegen diese ungeliebten Geschlechtsgenossinnen. Die Mr.-FC-Wahl ist

für sie zweierlei: ein ironischer Umgang mit dem Vorurteil über weiblicher Fans und ein großer Spaß. Dagmar meint: „Wir haben uns gesagt, die wollen das Klischee, wir geben ihnen das Klischee.“ Ihre Aktion, die Schaulust und Fan-Sein verbindet, findet im Herzen des Fußballs statt, dafür stehen Stadion, Fanklub und Fanzine ein.

Was aber ist denn nun mit den „richtigen“ Groupies? Meine intuitive Definition war erst mal die: Mädchen oder junge Frauen, deren Interesse für Fußball erklärtermaßen stark an der Begeisterung für einen Spieler hängt, der dann wiederum nicht so sehr wegen seines Spiels oder seiner fußballerischen Leistungen, sondern auch und vor allem seines Aussehens, seines Stylings oder Image wegen geliebt wird. Dazu gehört natürlich das Sammeln von Postern, Autogrammen, Trikots etc., unter Umständen auch der Versuch, den Spieler persönlich zu treffen und kennen zu lernen. Groupies, so auch der Tenor vieler Äußerungen, die mir während meiner Recherche begegneten, sind keine Fußballfans sondern Spielerfans, und das Objekt ihrer Leidenschaft ist relativ austauschbar: heute ein Fußballer, morgen ein Sänger oder Schauspieler. Um der Frage nachzugehen, wie dieses weibliche Verhältnis zu den angebeteten Spielern sich äußern kann, habe ich mir über einige willkürlich ausgewählte Tage lang Gästebucheinträge der Homepages von zwei Spielern ausgesucht, die mir geeignete Groupie-Objekte zu sein schienen: Verteidiger Arne Friedrich von Hertha BSC und Stürmer Kevin Kuranyi vom VfB Stuttgart, beide Nationalspieler und Nutella-Werbeträger (www.arnefriedrich.de und www.kevin-kuranyi.de).

Vielleicht zunächst ein paar Worte zum Medium Internet: Jürgen Schwier und Oliver Fritsch untersuchen in ihrem Buch *Fußball, Fans und das Internet* verschiedene Beispiele von Online-Fußballfankultur, wie etwa Webversionen von Fanzines, Websites von Faninitiativen oder Ultra-Gruppierungen. Am Rande behandeln die Autoren auch die Kategorie Geschlecht, sie stellen fest, dass die untersuchten Internetseiten „ausnahmslos das männliche Subjekt als den authentischen, ‘echten’ Fußballfan“ konstruieren, in der Regel von männlichen Fans erstellt werden, also auf männliche User ausgerichtet sind und hauptsächlich von ihnen frequentiert werden. Ähnliches gilt auch für Fußball-Diskussionsforen auf offiziellen Vereinseiten, die zwar nicht von Fans selbst entworfen wurden, aber eben von ihnen genutzt werden. Was jedoch die Diskussions- bzw. Gästebuchseiten von Kuranyi und Friedrich angeht, so sind diese eindeutig weiblich dominiert: Der Anteil der männlichen Usernamen in den ausgewählten Zeiträumen – Ende November 2002 und Mitte/Ende März 2004 für Kevin Kuranyi und Mitte März für Arne Friedrich – lag bei lediglich 10 bis 15 Prozent (und die Vorstellung, dass sich zahlreiche Jungs und Männer hinter weiblichen Nicknames und E-Mail-Adressen verbergen, ist zwar nicht ohne Reiz, aber wohl zu vernachlässigen.)

Die wenigen Äußerungen von männlichen Schreibern sind ausschließlich fußballorientiert und beschränken sich in der Regel auf ein kurzes Lob („Toller Spieler“ „Du bist die deutsche Sturmhoffnung“) oder Aufmunterungen, die im März 2004 beide Profis nötig hatten, da Kuranyi keine Tore schoss und Friedrich mit der Hertha in Abstiegsgefahr war. Aus den Einträgen der weiblichen Kuranyi- und Friedrich-Fans dagegen geht in vielen Fällen hervor, dass typische Groupie-Symptome wie Poster an den Zimmerwänden, Autogrammwünsche oder Besuche beim Training vorhanden sind. Entsprechend dazu finden sich auch Äußerungen wie „Ich find dich einfach super!“ „Bist ein echter Traummann!!!“ „Ich finde dich echt megatoll!“ (Diese und die folgenden Zitate aus den Internet-Gästebüchern habe ich weitgehend in Originalschreibweise und -interpunktion belassen.) Viele der Schreiberinnen kombinieren diese und andere Einblicke in ihr Gefühlsleben jedoch mit fußballspezifischen und vermeintlich Groupie-untypischen Themen und Haltungen verschiedenster Art. So tritt neben die Schwärmerei für ‘Kevin’ oder ‘Arne’ beispielsweise die Anhängerschaft für einen anderen Verein:

Hi Arne!!! Ich bin eigentlich VfL Bochum Fan aber ich bin auch ein sehr sehr sehr großer Fan von dir!!!

Ich bin zwar Hannover96 fan aber Stuttgart mag ich auch total wegen DIR

Die Leistungen der Profis werden selbstbewusst mit eigenem aktiven Fußballspielen in Verbindung gebracht –

Hi Kevin!! ich wollte dir nur mal sagen das du der beste fußballspieler bist den ich kenne... und gleichzeitig siehst du auch noch gut aus!!! ich spiele auch selber fußball und kenn mich da ein bisschen aus...

Kevin ist der beste Stürmer für mich und mein großes Vorbild! Ich spiele selber fußball in einer mädchenmannschaft! In der nächsten saison läuft es für Kevin besser..

– aber durchaus nicht immer kritiklos hingenommen. Gerade für den mit Herta BSC am Tabellenende herumdümpelnden Arne Friedrich häufen sich freundliche bis leicht ungnädige Aufforderungen seiner Fans, jetzt doch mal zu zeigen, was man könne. „Ihr müsst euch gegenseitig in den Hintern treten“, so die Ermahnung einer Userin, die dann sogleich anbietet, diese Aufgabe zusammen mit einer Freundin zu übernehmen:

*Wir haben ganz bestimmt kein Problem damit in viele, sportliche, knackige, durchtrainierte...na ja, ihr wisst schon, Hintern zu treten.[...] Und wehe, ihr kommt ohne 3 Punkte aus Hamburg!!!!!!!*droh**

Auch Gerüchte um einen Vereinswechsel, die es bei beiden Spielern gab, sorgen für manchen Unmut, und zwar aus Gründen der Fanmoral, die dem bekannten Ruf „Wir sind Schalker, Stuttgarter usw. und ihr nicht“ entspricht.

Hey Arne!! Also wir können dich ja irgendwie verstehen das du nicht in der 2. Liga spielen möchtest. ABER: Wenn ihr diese Saison so schlecht spielt solltet ihr auch dafür gerade stehen und auch in der 2 Liga das blau weiße Trikot tragen um uns Fans zu beweisen das ihr HERTHANER seit. Wir Fans wechseln ja dann auch nicht den Verein nur weil wir dann (vielleicht) zweitklassig sind. Wir bleiben Hertha jedenfalls treu egal was passiert! Daran sollten sich manch andere ein Beispiel nehmen (auch du Arne)!!

Im Übrigen wird auch keineswegs nur die Bravo-Sport als Fachlektüre herangezogen:

Hey Arne!!! ich hab im Kicker gelesen, dass du nach dem Spiel trotz Note eins immer noch was an dir verbessern wolltest! Du übst zu viel Selbstkritik;)! Das musst du nicht, such zwar deine Fehler aber nach so einem Spiel von dir will ich das nicht noch mal hören!!!

Diese kleine Zusammenstellung kann keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben, mir scheint aber, dass auch die äußerst aktive Schwärmerei der weiblichen Trainingsgäste und Auto-

grammsammlerinnen eine ganze Menge mit Fußball zu tun hat. Dann muss auch die Ansicht von Anne Coddington, die Groupies als bloße Opfer patriarchaler Werte sieht, einer weiteren Überprüfung unterzogen werden. Insbesondere das Medium Internet bietet möglicherweise Spielräume, in denen junge Mädchen und Frauen in durchaus selbstbewusster Weise Identitäten im Fußballumfeld erproben und entwickeln können. Ihre Art der Fan- und Medienpraxis kann allerdings einigen Spott von Seiten etablierter Fußballfans auf sich ziehen, ein kleines Beispiel dafür ist ein Artikel auf den Internetseiten des Fußballmagazins *11Freunde* vom August 2003, in dem die Schreiberin über eine Online-Abstimmung der *Bunte* zum sexiesten Fußballer Deutschlands (ja, ganz richtig, die Idee ist nicht sehr originell) berichtet, ein Wettbewerb, den Christoph Metzelder mit „fast manischer Unterstützung“ seiner digitalen weiblichen Fangemeinde gewinnen konnte. Aufgeführt wurden Auszüge aus dem Gästebuch, in dem die UserInnen sich mit vielen Ausrufezeichen und *kreischs* über sexy Metzelder, die Abstimmung und ihre eigene Rolle auslassen. Der spöttische Kommentar der *11Freunde*-Autorin dazu: „Lesen, lachen und immer daran denken: Wir waren auch mal jung.“

Zu diesem Artikel erreichten die *11Freunde*-Redaktion offenbar mehrere Zuschriften, aus denen sie vier Tage später in ihrem digitalen Newsletter den Brief einer Userin der Metzelder-Homepage veröffentlichten, die auf einige grundlegende Missverständnisse in der Beurteilung ihrer Person und der Abstimmungsaktion hinwies:

Ich finde es sehr lustig als pubertierender Teenie bezeichnet zu werden, denn diesem Alter bin ich und wir anderen Damen schon längst entsprungen. Ich finde es außerdem sehr lustig, dass sie die Ironie und den Sarkasmus in diesen von Ihnen zitierten Gästebucheinträgen nicht erkennen! Des weiteren interessiert uns sehr wohl was ein Herr Metzelder auf dem Platz so vollbringt, aber da er ja nicht spielen kann muss Frau sich halt anders behelfen, wie sie so schön sagten. Die Frisur ist außerdem bei Herrn Metzelder auch Nebensache, denn wenn sie das Gästebuch weiter genauer durchgelesen hätten wäre es ihnen aufgefallen dass wir kreischenden, mit Zahnsparren versehenen Teeniefans, kurz Kreischie, es auf seinen süßen kleinen Hintern abgesehen haben, und nicht auf seine Frisur! Dies soll nun keine Kritik an Ihnen sein, nein es ist lediglich ein Hinweis das nicht alles was kreischt, gleich ein Kreischie ist!

Ich möchte diesen kleinen Austausch nicht überbewerten, aber doch die Frage aufwerfen, ob er nicht Ausdruck einiger grundsätzlicher Missverständnisse in Sachen Groupie ist. Weibliche Spielerfans kreieren mit ihrem Groupie-Verhaltensrepertoires eine ganz eigene weibliche Fußballwelt, die sich einerseits offensiv vom Jungsklub abschottet und auf spezielle Rituale, Sprechweisen und Treffpunkte zurückgreift, sich andererseits aber bestimmter Muster des klassischen männlichen Fanverhalten bedient.

Abschließend sei noch auf die extremste Variante des Groupies verwiesen: Von „Du bist so süß!!!!“-Schwärmereien im Netz oder auf der Tribüne mag es noch ein recht weiter Schritt bis hin zum tatsächlichen Kontakt oder gar zur Affäre mit dem Spieler sein, aber vorkommen tut auch dies. Einen Einblick in die diesbezüglichen Verhältnisse im englischen Profifußball erhält man z. B. in Ronald Rengs Buch über Torhüter Lars Leese, der drei Jahre beim Barnsley FC spielte. Bei der Beschreibung der Frauen, die die Fußballer umschwärmten, ergeben sich interessante Parallelen im geschlechterspezifischen Verhalten:

Manche Mädchen machen daraus eine kuriose Jagd. Wie kleine Jungen in der Schule Fußballklebebilder von Pannini sammeln sie Sex mit Profifußballern. Die Fußballer an sich schienen ihnen dabei gar nicht so wichtig. 'Die Spieler waren wie Trophäen für diese Mädchen und merkten es noch nicht einmal', sagt Daniela Leese.

In beiden Fetischisierungen, Sextrophäe und Klebebild, verschwindet der Spieler als Mensch und wird zum bloßen Tauschobjekt, wobei im ersten Fall allerdings auch eine Umkehrung – Fußballer sammeln Sex mit Groupies – möglich ist. Bleibt vielleicht noch die Frage, welche Form der Sammelleidenschaft wohl zuerst da war. Einen weiteren literarischen Einblick in die Spannungen und Konflikte rund um Groupies, Cheerleader und weibliche Fans gibt auch die Kölner Autorin Daniela Schulz in ihrem schon erwähnten Fußballroman *Kurvengänge*.

Themenwechsel: Im August 2001 gründete sich in Berlin der erste offizielle schwul-lesbische Fußballfanklub – die „Hertha-Junxx“. Auf ihrer Website beschreiben sie die doppelte Missachtung, auf die homosexuelle Fußballfans stoßen:

Als schwuler oder lesbischer Fußballfan sitzt man ein wenig zwischen den Stühlen: in der schwul-lesbischen Szene belächelt, im Stadion nicht sichtbar und daher nicht existent. Das soll sich ändern.

Drei Jahre später, im Sommer 2004, kommt der Fanklub mittlerweile auf rund 50 Mitglieder, darunter 10% Frauen. Nicht alle sind in Berlin ansässig, daher variiert das Engagement bei Heim- und Auswärtsspielen der Hertha. Der Fanklub hat seinen festen Platz nicht im Fanblock, denn hier ihre Regenbogenflagge mit Hertha-Emblem zu schwenken, erschien dann doch etwas heikel. Auch im etwas neutraleren Rang darüber war zunächst ein gewisses Misstrauen zu überwinden; inzwischen jedoch, so erzählt Fanklub-Mitglied Gerd Eiserbeck, grüßt auch der Berliner Kleingartenbesitzer und klassische Hertha-Fan mit Handschlag. Ein großes Banner im Stadion sorgt für zusätzliche Präsenz des Fanklubs, der auch vom Fanbeauftragten des Vereins sehr freundlich aufgenommen und unterstützt wurde – ein breites Presseecho war da vielleicht auch hilfreich, schließlich sind positive Schlagzeilen über Hertha-Fans nicht unbedingt an der Tagesordnung.

Das Entscheidende für die Mitglieder des Fanklubs ist aber die Möglichkeit, ihr Fußballinteresse auszuleben. Im Fall von Gerd Eiserbeck geht das auf die klassische Fußballsozialisation – „als Kind mit Vater ins Stadion“ – zurück. Auf die Idee, sich später eine Dauerkarte zu kaufen oder gar zu Auswärtsspielen zu fahren, wäre er aber nicht unbedingt gekommen. Dieses Ausmaß von Fanengagement wurde erst durch den Fanklub denkbar, in dem man die zwei Gemeinsamkeiten Fußball und Homosexualität teilt und so zusammen den Vorurteilen in den jeweiligen Szenen begegnen kann. Das gilt auch für die weiblichen Mitglieder. Wie eine von ihnen dem schwullesbischen Magazin *Siegessäule* erzählt, ist „diese entspannte Gruppe im mitunter dumpfbackigen Prolo-Umfeld“ eine Möglichkeit, sich „kompetent mit anderen Fans auszutauschen, ohne gleich geköpft zu werden, bloß weil ich mir als Lesbe auch Männerfußball anschauen will.“

Die *Süddeutsche Zeitung* hat in ihrem Artikel zur Gründung der „Hertha-Junxx“ auch nach der schwulen Schaulust gefragt und ein ähnliches Repertoire an Antworten erhalten wie ich von meinen weiblichen Fußballfans:

Watching the Boys Play

Und welche Rolle spielen die Schauwerte, das Aussehen der Spieler? „Das nimmt man eher am Rande wahr wie einen schönen Mann in der U-Bahn“, sagt der 34-jährige Bernhard Weinschütz, schwuler Hertha-Fan und Politiker der Grünen im Berliner Abgeordnetenhaus. „Man guckt doch nicht Fußball, weil man da Männer sehen will“, meint auch Florian Bischoff, ein 23 Jahre alter Software-Entwickler. Auf hübsche Gesichter achtet er „eher bei der EM oder WM, wenn die Hymnen gespielt werden“. Fanclub-Gründer Meyer-Kohlhoff dagegen räumt ein, sich schon mal ein Bayern-Spiel „extra wegen Roque Santa Cruz“ anzusehen.

Und wie gehen Spieler und Vermarktung mit schwulen Fans um, die im Register des Fußballs noch viel weniger vorgesehen sind als Frauen? Nicht jeder ist da so souverän wie der brasilianische Nationalspieler Vampeta oder sein englischer Kollege David Beckham, die sich beide für Schwulenzmagazine fotografieren und interviewen ließen. Ein kleines Beispiel für die taktischen Schwierigkeiten, denen sich der Männerfußball zwischen Homophobie, traditionellem männlichen Fantum und weiblichem Groupieverhalten ausgesetzt sieht, findet sich auf der Homepage von Christoph Metzelder. Unter der Rubrik „Fanblock“ ist folgender Eintrag zu lesen:

Schickt uns Eure Fotos und lasst Euch zum Fan des Monats wählen. Wir stellen hier regelmäßig echte „Metze-Fans“ vor, die Ihr dann per Abstimmung zum Fan des Monats wählen könnt. Der Quartalsieger (oder natürlich die Quartalsiegerin) erhält ein gerahmtes Foto im Großformat mit der original Unterschrift von Christoph. Selbstverständlich ermitteln wir im Dezember auch einen Jahressieger. Dem Glücklichen (Christoph hofft natürlich, dass es ein weiblicher Fan wird) winkt ein privates Abendessen mit Christoph. Wenn das nicht Anreiz genug ist ...

Der sprachliche Schlingerkurs dieser Passage erklärt sich aus den unterschiedlichen Regeln für männliches und weibliches Fußballinteresse und die damit verbundenen sexuellen Implikationen: Es ist klar, dass sich die Macher der Website und dieser Fotoaktion auf den Begriff des „Fans“ beziehen, der nach den Regeln der traditionellen Fußballwelt aber eigentlich nicht mit einem Spielernamen, sondern nur mit einem Klub kombinierbar ist. Christoph Metzelder samt seiner Homepage befindet sich nun einmal im Fußballumfeld, Fußballfans sind klassischerweise männlich und werden natürlich auch so angesprochen. Die Fans, die sich von dieser Aktion angesprochen fühlen sollen, wiederum dürfen aber auf gar keinen Fall männlich sein, dafür sorgt die eingeschobene Befürchtung von „Metze“ (ein für Marketingzwecke übrigens wenig glücklicher Spitzname, wie ich finde), womöglich mit einem 15-jährigen Jungen den Abend verbringen zu müssen. Es sind also hier die Jungs, die ausgeschlossen werden müssen, die keine echten „Metze-Fans“ sein dürfen. Und so sind auf den Fotos der Fans, die zur Wahl stehen, auch ausschließlich Mädchen und junge Frauen zu sehen. Was hier aufeinander trifft, sind die unterschiedlichen Regeln von Fußball und Pop. Wenn man sich ein ähnliches Szenario für die Website eines fast beliebigen männlichen Popstars vorstellt, wird klar, dass sowohl die explizite Ansprache der weiblichen Fans („oder natürlich die Quartalsiegerin“) als auch der Ausschluss männlicher Sieger („Christoph hofft natürlich ...“) weniger peinlich-panisch ausfallen würden. Es wäre vermutlich nicht nötig, weder das eine noch das andere so hervorzuheben. Um die mitunter unsichere Allianz zwischen Fußballbranche und Unterhaltungsindustrie und ihre Folgen für Frauen wird es im folgenden Kapitel genauer gehen.